



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

J., C.: Hellenentum und Christentum : 10. Schlußbetrachtung

urn:nbn:de:gbv:46:1-908


zufrieden zu stellen. Frage er einmal den Abgeordneten Hanssen, ob ihm genug ist mit etwas Schonung der dänischen Sprache. Nein, „wir“ wollen nicht nur das Recht der dänischen Sprache, sondern „wir“ fordern auch eine Verlegung der Grenze nach Süden. Und leider ist der größte Teil der dänischgesinnten Bevölkerung durch alle möglichen Mittel in dem Wahne erhalten worden, daß die Wiedervereinigung mit Dänemark nur eine Frage der Zeit sei. Auch Birkebal selbst kann sich ja nicht der leisen Hoffnung entschlagen, und es ist also ihm nur deshalb um den augenblicklichen Friedensschluß mit Deutschland zu thun, daß die Möglichkeit einer spätern Verbindung mit Dänemark offen gehalten werde.

Kann ein Däne im Ernst verlangen, daß Preußen unter diesen Verhältnissen dem Dänentum in Nordschleswig Einräumungen mache? Auf dem Gebiet der Sprache wären sie sehr zum Schaden der Bevölkerung selbst, was ich hier nicht weiter ausführen möchte. Aber auch sonst würde ein Preisgeben der Nordmark zum „Stoßkissen“ auf unabsehbare Zeiten nicht eine Beendigung des nationalen Kampfes bedeuten, sondern nur eine Verlängerung. Wollen die Dänen hier im Lande Ruhe und Frieden halten, dann fühlen sie gar keinen Druck der festen Hand. Wollen die Dänen im „Königreich“ ein besseres Verhältnis mit Deutschland, dann mögen sie sich der Unterstützung unsrer intransigenten Dänen enthalten, besonders aber möge man darauf Bedacht nehmen, den dänischen Beamten aller Art die geradezu unausstehlichen Treibereien zu untersagen. Die eigentliche Hilfsquelle der dänischen Wählereien liegt im Auslande, in Dänemark. Zu einer Besserung des Verhältnisses zwischen Deutschland und Dänemark hat dieses ganz allein die Initiative zu ergreifen, aber mit „offnen Briefen“ an das deutsche Volk auf Grund Birkebalscher Vorschläge läßt sich nichts erreichen.



Hellenentum und Christentum

10. Schlußbetrachtung

em Leser der letzten vier Aufsätze wird sich die Frage aufgedrängt haben, ob nicht heute das Christentum gegenüber der atheïstischen Philosophie genau in derselben Lage sei, wie in Julians Zeit dem Christentum gegenüber die Religion der Griechen; man liebt es ja überhaupt, unser Zeitalter dem der römischen Kaiser ähnlich zu finden. Aber die Ähnlichkeiten sind sehr oberflächlicher Art, und die Unähnlichkeiten überwiegen. Auf dem sozialen und dem politischen Gebiete beschränkt sich die Ähnlichkeit darauf, daß auch wir starke Gegensätze zwischen Arm und Reich und einen raffinierten Luxus haben, daß in einigen Staaten die Neigung zum Cäsarismus und zum Imperialismus hervortritt, und daß wir in Deutschland nach der Ansicht mancher Leute ein wenig Byzantiner geworden sein sollen. Sieht man jedoch genauer hin, so gleicht unsre heutige Welt der

kaiserlich römischen nicht im mindesten. Deren Gebiet war der kleine orbis terrarum, wie man übertreibend die Mittelmeerländer nannte, der heutige Erdkreis umspannt die Oberfläche der Erdkugel. Die Bewohner jenes sogenannten Erdkreises waren mit ihren Aufgaben fertig und hatten nichts weiter zu thun, als die teils verwesenden, teils mumifizierten Reste ihrer Kultur gegen die Barbaren zu verteidigen, heute sehen sich die Völker vor einer Menge neuer Aufgaben, deren Lösung ihre ganze Kraft in Anspruch nimmt.

Mit dieser Thatsache steht die in den geschichtsphilosophischen Gedanken niedergelegte pessimistische Auffassung nicht im Widerspruch. Dieser Pessimismus besteht bloß darin, daß das Traumbild eines Himmels auf Erden zerstört wird, den die Fortschrittsoptimisten von der Kulturentwicklung erwarten. Aber den Untergang habe ich unsrer Kultur nicht prophezeit, sondern bei jeder Gelegenheit als die Hauptwirkung des technischen Fortschritts hervorgehoben, daß er durch die Umwälzungen, die er zur Folge hat, den Menschen fortwährend neue Aufgaben stellt, sie zu deren Lösung, also zur Arbeit zwingt und durch die Arbeit die Völker lebendig erhält. Alle Kulturvölker sehen wir heute in fieberhafter Bewegung, in stürmischer Gärung, während die griechisch-römische Menschheit der Kaiserzeit einem Manne gleich, der schläft und sich nur regt, um die störenden Fliegen abzuwehren: die Steuererheber und die Barbaren. Alle Gelehrtenarbeit bestand damals im ewigen Wiederkäuen überlieferter Weisheit; heute müssen wir, wie schon Goethe geklagt hat, aller fünf Jahre einmal umlernen, was sehr unbequem ist, aber vorm Einschlafen schützt. Demgemäß war die Grundstimmung der alten Welt pessimistisch, die der heutigen ist optimistisch; denn wo sich die Verhältnisse beständig ändern, da darf man auch auf Besserung hoffen. Die Hoffnung mag in den meisten Fällen unberechtigt sein, aber sie ermutigt zum Handeln und erzeugt Thakraft. Damit hängt zusammen, daß die edelsten Menschen der Cäsarenzeit Asketen wurden und auf die Kindererzeugung verzichteten, was mit den elenden sozialen Verhältnissen zusammen die stete Abnahme der Bevölkerung zur Folge hatte, während sich heute die Bevölkerung der meisten Kulturstaaten in dem Maße vermehrt, daß wir uns zur Besiedlung aller noch dünn bevölkerten Länder der Erde gezwungen sehen, was neue Schwierigkeiten und Verwicklungen und damit eine unabsehbare Kette neuer Lebensaufgaben erzeugt. Und wenn im Römerreich das Land aus Mangel an Bebauern verödete und die nach uralter Schablone schläfrig weiter betriebnen Handwerke und Künste verkümmerten und erstarrten, so sehen wir dafür bei uns die Landwirtschaft, durch ihre berühmte Not gestachelt, sich immer mehr vervollkommen, und die von der Konkurrenzpeitsche getriebnen Geistesarbeiter und Techniker immer neue Gewerbe und immer neue Formen der alten erfinden. Es giebt nur ein Land, dessen agrarische Zustände eine überraschende Ähnlichkeit mit denen des Cäsarenreichs zeigen, das ist Rußland; nur daß dessen Bauernelend nicht durch das Absterben einer alten Kultur verschuldet wird, sondern daraus entspringt, daß die Regierung einer der Kultur gänzlich ermangelnden Bauernschaft die Mittel zur Befriedigung der Bedürfnisse des modernen Großstaats auspreßt. Was endlich den modernen Luxus betrifft, so weckt er im Unterschiede zum antiken ebenfalls

die Lebensgeister, indem er zur vielseitigsten produktiven Thätigkeit, die hier nicht beschrieben werden kann, teils anregt teils zwingt.

Nicht minder groß sind die Unterschiede auf dem religiösen Gebiete. Ähnlich ist unsre Zeit der damaligen darin, daß alle alten Formen des Glaubens und des Aberglaubens wieder aufleben, daß die Religionsmengerei fleißig betrieben wird, und daß dem alten Glauben ein neuer entgegentritt mit dem Anspruche, ihn zu entthronen. Aber der alte Christenglaube ist nicht so schwach, wie in Sullians Zeit der Glaube an den Olymp war, und der neue Glaube ist sehr weit entfernt davon, mit dem Christenglauben in der Lebenskraft wetteifern zu können; schon darum weit entfernt davon, weil er nicht einer ist, sondern ein Gewirr einander widersprechender und zum Teil einander feindlicher Meinungen. Der Hartmannische Idealismus ist gerade das Gegenteil des Häckelschen Materialismus, unsre optimistischen Soziologen verabscheuen den Pessimismus Schopenhauers, und ein schrofferer Gegensatz läßt sich gar nicht denken als der zwischen Babels Utopie und dem Übermenschen Nietzsche oder der Sozialaristokratie eines Alexander Tille. So stehn der christlichen Kirche gegenüber einerseits eine Menge Offiziere ohne Soldaten: Häupter von Philosophenschulen und Religionsverbesserer — andererseits eine Volksmasse, die den Himmel auf Erden hofft, es aber zu einer lebenskräftigen neuen Religion nicht bringt, weil sie nicht einmal über ein philosophisches, geschweige denn ein religiöses Genie verfügt. Da aber nun einmal eine für Kulturzwecke gestiftete große Gemeinschaft ohne eine Metaphysik nicht bestehen kann, so muß sie sich — darin wirklich recht proletarisch — mit abgelegten Kleidern behelfen: mit den veralteten Lehren von „Bourgeois“-Philosophen.

Die christliche Kirche hat dieser kopflosen Masse und jenen Franctireurs gegenüber zunächst ihren sehr soliden historischen Besitzstand an Gütern idealer, materieller und gemischter Art. Ihr materieller Besitz an Grundstücken, Kapitalien und gesicherten Einkünften bei allen Konfessionen verleiht ihr Macht, und was mehr sagen will, was ihr durch periodische Konfiskationen entzogen worden ist, wird durch neue Spenden ersetzt. Die Milliarden der französischen Kongregationen sind ja wohl größtenteils nur in der Phantasie der Antiklerikalen vorhanden, aber daß Tausende von Schulen, Krankenhäusern, Spitälern, Missionsanstalten viel Geld kosten, ist unbestreitbar, und daß diese Geldsummen aufgebracht worden sind und wahrscheinlich auch in Zukunft werden aufgebracht werden, ist Thatsache. Und auch was die Protestanten Englands, Nordamerikas, Deutschlands für religiöse Zwecke und für im religiösen Sinne geübte Werke der Nächstenliebe spenden, ist wahrlich nicht gering. Diese Leistungen beweisen, daß die ideelle Wurzel, aus der dieser materielle Reichtum hervorwächst, noch nicht verdorrt ist, und will man diese Wurzel Aberglauben nennen, so hat man damit zwar ihren Wert herabgesetzt, ihre Lebenskraft aber nicht geleugnet. Und welche Macht liegt in den viel hunderttausend Pfarrsprengeln der Kirchen, einer Einrichtung, die das Heidentum nicht gekannt hat! Der Einfluß der Pfarrgeistlichen, des Gottesdienstes und der Gemeindeeinrichtungen auf die Lebensweise, die Sitten, die Denkungsart und das Empfinden des Volkes hält in den meisten Staaten dem der weltlichen Verwaltung

und Schule das Gleichgewicht, sodaß der Staat leicht selbst in Gefahr gerät, wenn es ihm nicht gelingt, sich mit der Kirchenverwaltung ins Einvernehmen zu setzen. Wenn die Bevölkerungen ganzer Landschaften das Kirchegehn verlernt haben, so ist das noch kein Beweis dafür, daß sie mit der Kirche, mit dem Christentum entschieden gebrochen hätten. Die Männer solcher Gegenden wollen immer noch, daß ihre Weiber und Kinder Religion haben sollen, und sie selbst wollen meistens nicht auf die religiöse Weihe der wichtigsten Lebensabschnitte verzichten. Ausgesprochne Feinde der christlichen Religion sind nur die Sozialdemokraten. Diese machen aber in keinem Lande die Mehrheit aus, und bei weitem nicht alle Genossen teilen den fanatischen Religionshaß der Führer. Daß die Kirche seit etwa sechshundert Jahren auf allen Gebieten des Kulturlebens die Führung verloren hat, bald keifend hinter der Fortschrittarmee einherhinkt, bald deren Lauf zu hemmen versucht, bald durch die Konkurrenz um die Volksgunst und den Trieb der Selbsterhaltung gezwungen sich wieder an einzelnen Stellen zur Führung drängt, gereicht ihr nicht zur Ehre, aber indem sie doch immerhin noch auch unter den heutigen Verhältnissen Kulturarbeit zu leisten vermag und kein kleines Quantum solcher leistet, beweist sie ihre Daseinsberechtigung, und daß sie sich noch keineswegs überlebt hat.

Vor allem aber: sie ist nicht tot in dem Sinne, wie es im Anfang der christlichen Ära der hellenische Polytheismus war, und sie kann in diesem Sinne überhaupt nicht sterben. Der neuplatonische Versuch, den Olymp durch Umdeutung in Metaphysik zu retten, mußte aus dem doppelten Grunde misslingen, daß der Neuplatonismus nicht echte Metaphysik sondern theosophische Schwärmerei war, und daß die griechischen Nationalgötter unmöglich die Symbole der göttlichen Kräfte und Kraftäußerungen für alle Völker und Zeiten werden konnten. Die Lehren des Christentums dagegen sind weder mit nationalen noch mit Zeitvorstellungen unlöslich verschmolzen und vertragen sich mit jeder echten Metaphysik. Daß die Welt ihren zureichenden Grund haben müsse, wird kein Metaphysiker leugnen. Daß dieser Weltgrund sein eigenes, jenseitiges, von der Welt unabhängiges Leben hat, daß er bewußt ist und die Welt in der Zeit erschaffen hat, kann die Metaphysik weder beweisen noch widerlegen. Nur das hat, wie schon bemerkt worden ist, der Metaphysiker zu fordern, daß ihn die Kirche nicht zwingt, das Dreifaltigkeitsdogma für mehr als ein schönes Symbol des inneren Lebens der Gottheit und ihrer Beziehungen zur Welt und zur Menschheit zu halten, daß er es dahingestellt sein lassen dürfe, in welchem Maße das Symbol die Wirklichkeit ausdrückt. Ähnlich verhält es sich mit dem christologischen Dogma. Da jede Wirkung eine entsprechende Ursache voraussetzt, so kann es dem Denkenden gar nicht einfallen, in Christus einen gewöhnlichen Menschen, d. h. einen bloßen Menschen sehen zu wollen. Zweifellos waren in ihm göttliche Kräfte wirksam, die keinem andern Menschen verliehen worden sind, und die ihn befähigten, der Mittelpunkt der Weltgeschichte zu werden. Die Art und Weise nun, wie die Kirche diesen außerordentlichen Menschen beschrieben und sein Wesen definiert hat, befriedigt das Volk und nötigt den Denker nicht zum Widerspruch; denn dieser muß bekennen: ich vermag schon das Wesen des gewöhnlichen Menschen nicht wissenschaftlich zu ergründen und zu analysieren, wie sollte ich die seit

zwei Jahrtausenden in der Menschheit mächtig fortwirkende Person Christi begreifen können? Nur muß er sich wiederum ausbedingen, daß er nicht gezwungen werde, die zwei Naturen und die zwei Willen in der einen Person und die Identität der göttlichen Natur in Christus mit der zweiten göttlichen Person wörtlich zu nehmen. Das Dogma drückt ihm die unbestreitbare Tatsache aus, daß in Jesus die Menschheit mit der Gottheit auf eine unbegreifliche Weise vereinigt, daß im Menschen Jesus die Gottheit anders und gewaltiger wirksam gewesen ist als in allen andern großen und guten Menschen. Das Wie dieser Tatsache bleibt uns selbstverständlich so verborgen wie das Wie Gottes selbst und aller seiner Werke, den Menschen eingeschlossen. Aber der gemeine Mann begreift diese Unmöglichkeit des Nichtbegreifens nicht, weil er gewöhnt ist, Worte für Erklärungen zu halten. Darum will er ein bestimmtes Wort haben; er fragt seine Kirche: Ist Christus wirklich Gott, oder ist ers nicht? Und wenn er ihr treu bleiben soll, so muß sie ihm eine unzweideutige Antwort geben. Daß diese Antwort nur in Worten besteht, die dem Denkenden gar nichts sagen, davon hat er keine Ahnung. Der Denkende darf es also, wie schon bemerkt wurde, der Kirche nicht übel nehmen, daß sie das Bedürfnis des gemeinen Mannes befriedigt, aber die Kirche muß aufhören, die Denkenden deswegen von sich auszuschließen, weil sie erkennen, daß die Worte des Dogmas eben nur Worte sind. Sie wird sich mit der Zeit dazu verstehn, wie sie auch schon hat aufhören müssen, die Denkenden zu verbrennen.

Die Zahl der erklärten Feinde des Christentums, die in ihm mit den französischen Encyclopädisten oder mit Nietzsche einen Schädling sehen, ist klein geworden; sogar die Sozialdemokraten hassen zwar die Kirche, lieben aber Jesus von Nazareth. Und wenn von den Gegnern der Orthodoxy die einen, wie Harnack, zwar das christologische Dogma streichen, aber am Jesus der Synoptiker festhalten, die andern, wie Eduard von Hartmann, zwar diesen Jesus los werden, aber das christologische und das Trinitätsdogma — natürlich nicht im Sinne der Orthodoxen — zur Grundlage der Religion der Zukunft machen wollen, so beweisen sie damit, daß unsre Kulturwelt von dem nicht loskommen kann, den die erleuchtetsten Geister mit den Völkern seit Jahrhunderten als den Mittelpunkt der Weltgeschichte anerkannt haben, und daß nicht leicht ein bedeutender Geist das letzte Fädchen zerreißt, das ihn mit jenem verbindet. Gegen das heute in der protestantischen Gelehrtenwelt vielfach hervortretende Streben, das ganze Christentum ausschließlich auf die Verehrung und die Nachfolge des historischen Menschen Jesus oder auf die Gottesverehrung in seinem Geist und Sinn zu beschränken, hat sich ein Mitarbeiter der Preussischen Jahrbücher (Ferdinand Jakob Schmidt im Januarheft 1902) in einem geistreichen Aufsatz gewandt. Chamberlain, der Verfasser der „Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts,“ hatte eine Sammlung der Worte Christi herausgegeben, aus denen er Stimme und Ton des wirklichen, des historischen Jesus zu vernehmen glaubt. Schmidt führt nun aus: Der Versuch, aus den vorhandenen Quellen den historischen Jesus zu rekonstruieren, sei „auf der ganzen Linie gescheitert,“ und die christliche Religion ausschließlich auf diesen historischen Jesus zu stellen, auf seinen Erdenwandel, würde eine Verflachung

des Christentums bedeuten. Das Unternehmen sei unausführbar, weil die Synoptiker gar nicht das Bild Jesu, sondern die Zustände der Urkirche darstellten. Die angeblichen Worte Jesu seien in Wirklichkeit Antworten der Vorsteher auf Fragen und Zweifel, die ihnen von der Gemeinde vorgetragen wurden. Der lebende Jesus habe die Jünger so wenig zu fesseln vermocht, daß sie bei der ersten ernstlichen Gefahr, die ihm drohte, alle fortliefen, zu ihrem Gewerbe zurückkehrten und ihn halb vergaßen. Erst sein Tod habe ihnen die Augen geöffnet, sei ihnen zur Auferstehung, zur Erlösung geworden. Dieses Erwachen zu neuem Leben im Geiste Jesu sei so gewaltig gewesen, daß es ihnen nicht allein Visionen vorgespiegelt, sondern auch die Kraft zum Glauben und zur Gründung der Kirche verliehen habe. Diesem höhern Dasein gegenüber habe das historische Leben des Meisters, und was er etwa in seiner vergänglichen Gestalt aus zufälliger Veranlassung einmal gesagt und gethan habe, keinen Wert mehr gehabt. Sein Tod habe sie ja gerade befreit von den Banden des geschichtlichen Lebens; nicht der irdische Jesus, sondern erst der gekreuzigte und der in ihrem Geiste auferstandne habe ihre Seelen befreit. „Aus diesem auferstandnen, gegenwärtigen Geiste bemasßen sie des Lebens Schritte, nicht aber gründeten sie es auf bloße, ärmliche Reminiscenzen an geschichtliche Vergangenheit. Das Leben lag vor ihnen, nicht hinter ihnen. Nicht der geschichtliche Jesus, sondern der im Geiste auferstandne war das Haupt der Gemeinde; er leitete, tröstete, ermahnte sie und sprach zu ihr durch seine Jünger.“ Aus dieser Gleichgiltigkeit der Jünger gegen den historischen Jesus erklärt es sich, daß wir nicht einmal von seinem Leiden und Sterben einen zuverlässigen Bericht haben. Und das ist gut so. Der Mohammedanismus ist dadurch der Versteinerung verfallen, daß die geschichtliche Wirksamkeit des arabischen Propheten und der temporäre Ausdruck seiner Lehren als das ein für allemal Entscheidende festgehalten und so eine vertiefende Erweiterung von innen heraus unmöglich gemacht wurde. Gerade darum sei die christliche Religion die reinste und die lebensfähigste, „weil sie von vornherein die reine Kraft des in ihr wirkenden Geistes von der lähmenden Fessel ihrer ersten geschichtlichen Offenbarungsform zu entbinden berufen war, sodaß dieser Geist immer neue und wieder neue Formen aus sich heraus zu erzeugen vermochte, ohne doch an irgend eine von ihnen dauernd gebunden zu sein.“ Alle andern Religionsstiftungen hätten höchstens die Kraft zu einem Sprung auf eine höhere Stufe gehabt, auf der die neue Religion dann verhardt sei. Die christliche Religion allein habe nicht bloß die Kraft zu einem einmaligen Sprunge erzeugt, sondern die Energie zu einer endlosen Entwicklung. Alle Religion sei nichts andres als Mittel und Ausdruck der Erlösung, d. h. der innern Befreiung des Menschen, und das Christentum habe der Menschheit die Erkenntnis erschlossen, daß diese Befreiung auf keiner Stufe der Entwicklung endgiltig gegeben, sondern daß sie ein unendlicher Prozeß sei. Gewiß habe der in den Jüngern wach gerufne Gottesgeist auch in dem Menschen Jesus gelebt und durch ihn gewirkt, aber doch eben auch nur in der durch die Leiblichkeit und die Zeitumstände gegebenen Beschränkung. Deswegen sei nicht der irdische, historische Jesus, sondern der gekreuzigte und auferstandne der Stifter des Christentums geworden. Die göttliche Kraft Jesu sei zwar dieselbe gewesen im

Leben wie im Tode, aber lebend habe sie, weil durch die irdische Form gebunden, noch nicht geistzeugend wirken können. Gelänge die Rekonstruktion des historischen Jesus, und würde die Gestalt des Christentums danach bestimmt, so wäre die Folge davon, daß wir entweder ein solches Christentum ganz aufgeben müßten, oder daß es, falls wir es annähmen, ähnlicher Erstarrung verfiere wie der Islam.

Wir lassen eine Menge Fragen, zu denen diese Auffassung nötig, dahingestellt sein, z. B. ob die Religion wirklich nur Mittel und Ausdruck der Erlösung ist, und ob Religionen, die weiter nichts sind als Anbetung Gottes, den Namen Religion nicht verdienen? Ob die Unzähligen, die in der christlichen Religion, so wie sie sie kannten, volle Befriedigung gefunden haben, die der ein für allemal vollbrachten Erlösung gewiß waren und von einem unendlichen Prozeß nichts wußten, keine echten Christen gewesen sind? Ob es nicht richtiger wäre zu sagen, die sich immer gleich bleibende christliche Religion genüge dem Menschen auf jeder Stufe der Kulturentwicklung, als die Religion selbst als einem unendlichen Entwicklungsprozeß unterworfen darzustellen? Ob der Unterschied zwischen Mohammedanismus und Christentum nicht viel tiefer liegt als an der hier angegebenen Stelle, und zwar gerade in den historischen Personen der beiden Religionsstifter? Ob nicht die Gleichnisse und die Sprüche des Herrn, die beinahe zweitausend Jahre lang das Volk und die Gelehrten ergriffen und erbaut haben, und die sich durch eine nicht auszuschöpfende Tiefe vor allen andern klassischen Reden auszeichnen, ob die nicht einen Klassiker im strengsten Sinne des Wortes als Autor voraussetzen, und ob einer Gesellschaft von Naturkindern, wie Schmidt die Jünger nennt, zuzutrauen ist, was sonst nur ein hochgebildetes Genie leistet? Ob nicht die Annahme des Verfassers die Wunderbarkeit des Pfingstwunders ins Unglaubliche steigert? Die Gründung der Kirche durch die galiläischen Fischer ist unter allen Umständen ein so großes Wunder, daß ihm gegenüber die Wunderthaten Jesu und seine leibliche Auferstehung ihr Wunderbares verlieren. Aber wenn die Kraft, die sie dazu befähigte, eine rein innerliche Wirkung des göttlichen Geistes gewesen ist, und die Person des Menschen Jesus gar nichts dazu beigetragen hat, von einem überwältigenden Eindruck dieser Persönlichkeit keine Rede mehr sein soll, so wird dadurch das Wunder noch viel erstaunlicher. Hat aber der Mensch Jesus einen überwältigenden Eindruck hinterlassen, so werden sich den Jüngern auch die Worte und Handlungen dieses Menschen tief und unvergesslich eingeprägt haben, sodaß wir also in ihren Schriften von dem historischen Jesus mehr haben, als Schmidt annimmt. Freilich ist auch dieses Mehr immer noch herzlich wenig, sodaß die Schwärmerei der zahlreichen persönlichen Liebhaber des Menschen Jesu weit mehr dem Idealbilde gilt, das sich jeder nach seinem eignen Geschmack von ihm schafft, als der nun einmal nicht genau zu ermittelnden Wirklichkeit.

Endlich werden es wohl die meisten Leser sonderbar finden, daß ein lebender Mensch nicht geistzeugend soll wirken können. Daß der Meister, nachdem er gezeugt hat, durch den fortdauernden Einfluß seiner Persönlichkeit die Entwicklung des heranwachsenden Kindes hindern kann, und daß namentlich Christus die Erde verlassen mußte, wenn seine Saat aufgehen sollte, ist eine Sache für sich. Also auf das alles soll nicht eingegangen werden, aber

zweierlei ist so wichtig, daß dadurch die ausführliche Erwähnung Schmidts an dieser Stelle gerechtfertigt erscheint. Seine Auffassung bedeutet die entschiedene und endgiltige Absage der modernsten Wissenschaft an den „Weisen von Nazareth“ der Rationalisten. Das Wesen des Christentums besteht nicht darin, daß ein weiser Mann, der nur noch ein wenig weiser und besser gewesen ist als Sokrates, durch Wort und Beispiel als ein Lehrmeister künftiger Geschlechter bis heute wirkt, sondern darin, daß eine geheimnisvolle Persönlichkeit durch ihren Tod der Menschheit eine neue Lebenskraft verliehen hat. Und zweitens bedeutet diese Auffassung den entschiedensten Bruch mit dem protestantischen Schriftprinzip und die Rückkehr auf den katholischen Standpunkt; die Rückkehr zu dem Glauben, daß der Geist Jesu in der Kirche lebt, ihr in jedem Jahrhundert hilft, zu lehren und zu thun, was die Zeit erfordert, und daß die Schrift selbst, wenn auch vielleicht das wertvollste, so doch eben nur ein Produkt dieses in der Kirche waltenden Geistes ist. Selbstverständlich deckt sich nicht etwa die Praxis der Papstkirche mit dieser katholischen Idee, denn die Päpste und ihre Konzilien haben vieles gelehrt und angeordnet, was nicht Ausfluß des göttlichen Geistes, sondern Volks- oder Zeitirtum und durch das hierarchische Interesse geboten war. Aber soweit sind wir heute, daß kein protestantischer Philosoph und Theolog mehr an die Buchstabeninspiration glaubt oder das von der lebendigen Entwicklung der Menschheit losgelöste tote Bibelwort für die alleinige Quelle aller Wahrheit hält. Vielmehr ist man ganz allgemein, natürlich ohne es ausdrücklich zu sagen, zu der katholischen Idee zurückgekehrt, daß der göttliche Geist jeder Generation der Christenheit zu der Erkenntnis verhilft, die sie braucht, ihren Glauben und ihre Liebeshätigkeit lebendig erhält und sie die den Zeitumständen angemessenen Einrichtungen treffen lehrt. Und eben weil das Christentum die religiösen Bedürfnisse der Völker auf jeder Stufe ihrer Entwicklung zu befriedigen vermag, hat es von dieser Entwicklung nichts zu befürchten, und ist seine heutige Lage der des griechischen Heidentums zur Zeit Julians nicht im mindesten ähnlich.

C. J.



Musikalische Zeitfragen

Von Hermann Kretschmar

8. Die Musik als dienende Kunst



Es genügt nicht, die Musik breit und sicher zu fundieren; sie muß auch richtig, d. h. so verwandt werden, daß sie ihre volle Kraft nach allen Seiten, wo sie gebraucht wird, und über das ganze Volk entfalten kann. Wir unterscheiden nach der Verwendung die Musik als dienende und als freie Kunst. Sie dient überall, wo sie sich außermusikalischen Zwecken unterordnet, sich in öffentliches und bürgerliches Leben einfügt; sie ist frei, wo das musikalische Kunstwerk von allen äußern Interessen gelöst rein und allein wirken soll. Zwischen diesen beiden